

Du siehst aus wie ein Beatle

Die Szene könnte einem altmeisterlichen Gemälde als Vorbild gedient haben: Unter den Palisaden der Minoritenkirche in Wien sitzen um eine lange Holztafel ein Pater, zwei Mönche und einige Knaben. Von der Seite fällt weiches Licht auf die silbernen Krüge und Becher. Kleidung und Frisuren deuten auf die Renaissancezeit hin. An dächtig senken die Jungen die Häupter und sprechen ein Tischgebet, bevor das herzhaftes Essen – Fleisch, Knödel und Kraut – aufgetragen wird. Doch der brave Anschein trügt. Sobald die Kamera abgeschaltet ist, fangen die Wiener Sängerknaben an zu kichern. Den Tumult auf dem Filmset ist der Regisseur Curt Faudon inzwischen gewohnt. Bereits seit November begleitet er mit seinem Filmteam die Sängerknaben auf Tourneen, Proben, Konzerten und im Internat. Entstehen soll eine Mischung aus Dokumentarfilm und Feature, die in einer Kinoversion auf dem Filmfest in Cannes gezeigt werden soll.

Für die Knaben ist es ein Riesenspaß, die Geschichte ihrer fünfhundert Jahre alten Institution – die wohl zu Wien gehört wie die Lipizzaner – wieder aufleben zu lassen. Mit viel Gelächter werden die Perücken anprobiert. Der elfjährige Thomas Erhard schüttelt seine neue Mähne. „Du siehst aus wie ein Beatle“, bekommt er zu hören. Doch die alten Stiche, auf denen die Sängerknaben abgebildet sind, beweisen: In der Renaissance hätte er vermutlich genauso ausgesehen. Auch eine am Vormittag gedrehte Szene, in der die Jungen auf einem Markt beim Äpfelstehlen gezeigt werden, hat eine historische Vorlage: Kein Geringerer als Franz Schubert schrieb im Jahr 1812 einen Brief an seinen Bruder und bat ihn, ihm doch bitte einige Äpfel zu schicken. Er leide bei den Sängerknaben Hunger.

Zu essen gibt es heute genug. Literweise Limonade und Kekse halten die Motivation der Knaben hoch, die im Schichtwechsel auf dem Set eintreffen. Manche kommen später vom Schulunterricht oder von den Chorproben, andere müssen den Drehort für die Stimmbildung oder die abendlichen Konzerte früher verlassen. Es ist eine logistische Großleistung und ein heilloses Durcheinander. Für die Sängerknaben scheint dies alles aber ganz normal zu sein: Jeder von ihnen gibt rund hundert Konzerte im Jahr und ist nun bis elf Wochen auf Tournee – damit werden achtzig Prozent des Budgets der Sängerknaben gedeckt. Für die Solisten kommen zusätzliche Auftritte hinzu – im Knabenzett der Zauberflöte, aber auch in Bernstein's „Chichester Psalms“ oder Gustav Mahlers „Das klagende Lied“.

„Sie sind unglaublich professionell“, sagt Curt Faudon. Er war überrascht, nicht auf verwöhnte Jüngelchen zu treffen, sondern auf „erstaunlich starke kleine Persönlichkeiten“. Gutgeschickte Artigkeit sucht man bei den Sängerknaben tatsächlich vergebens. Wie wohl die meisten Jungs im Alter von neun bis vierzehn Jahren sind sie Rabauken, die es allerdings gelernt ha-

Die unerträgliche Frivolität der Wahrheit: Zum Streit über die Ausstellung „Paris unter der Besatzung“

UPDATE

J etzt läuft auch noch die Debatte über Fotografie und Propaganda in Frankreich wieder an. Die „Pflicht zum Erinnern“ und der Imperativ des „Nie wieder!“ haben den Franzosen unzählige Ausstellungen, Memorials, Gedenktagen und Zeremonien beschert. Gerade war Nicolas Sarkozy auf dem „Plateau des Glières“, dem Hauptsitz der französischen Widerstandskämpfer während des Vichy-Regimes – Sarkozys im Wahlkampf

versprochener jährlicher Besuch wird zum neuesten Resistance-Ritual.

Die anhaltende politische Instrumentalisierung ist inzwischen fast so unerträglich geworden wie das penetrante Pädagogisieren zuhanden der Jugend. Es sind bezeichnenderweise die älteren Semester, die an der Pariser Ausstellung über die Besatzungszeit Anstoß nehmen. Sind die dreihundert Fotos von André Zucca, der für die Illustrierte „Signal“ arbeitete, für die Jüngeren unter den Nachgeborenen eine Gefährdung? Der gute Wille zu ihrer Verschönerung warden jedenfalls vorhanden.

Gerade hat „Le Monde“ enthüllt, dass vor wenigen Jahren eine „kritische“ Ausstellung geplant war. Gescheitert sei sie am Widerstand von Zuccas Tochter, wel-

nicht selten bis weit über die aktive Sängerzeit hinaus bleiben. Nach seiner eigenen Internatszeit leitete Wirth fünfzehn Jahre lang einen der vier Teilchöre der Sängerknaben. Seit 2001 ist er ihr künstlerischer Leiter. Sein Sohn Matthias setzt wie seine beiden älteren Brüder die Tradition fort. Von den anderen Knaben wird der selbstbewusste Neunjährige spöttisch „künstlerischer Leiter“ genannt, da dies sein einziger Berufswunsch ist.

Wirth hat einen tiefgreifenden Wandel der Institution erlebt – und diesen auch selbst vorangetrieben. Sowohl die künstlerischen als auch die pädagogischen Ansätze haben sich grundlegend verändert. „Man kann Kinder heute nicht mehr mit

dem Dirigenten unverfroren ins Gesicht – egal, welchen großen Namen er trägt. Auch von Arnold Schwarzenegger ließ sich ein Knabe so wenig beeindrucken, dass er seinen Eltern nach einem Besuch bei dem Filmstar in Amerika schrieb: „Schon wieder müssen wir Postkarten schreiben, dabei gibt es doch gar nichts zu erzählen.“

Aufstehen, Schultern entspannt, Hände hängen auf der Seite: Die Probe kann beginnen. Der Chorleiter mahnt zur Konzentration. Nur eine Dreiviertelstunde hat er Zeit, mit dem Orchester zu proben, dann steht dieses dem nächsten Chor zur Verfügung. Doch den Knaben fällt es schwer, stillzustehen. Einige von ihnen

besetzung“ ist zum kulturellen Ereignis des Frühjahrs geworden – und zu Recht: Nie zuvor ist der französischen Jugend die Wahrheit über die Besetzung in Paris so ungeschminkt vorgeführt worden. Die Theater liefen auf Hochtouren, Clauzel und Sartre wurden mit dem Segen der Zensur gespielt. Die Kinos und die Restaurants hatten Hochkonjunktur. Massenhaft drängten die Besucher in die Ausstellung von Arno Breker, der Pétaïne eine Skulptur schenkte. Viele Stars der Nachkriegszeit gaben zu dieser Zeit ihr Debüt. Über die gesellschaftlichen Ereignisse auf der Kulturszene berichtete „Signal“ – der Kauf war freiwillig, die Auflage ging in die Hunderttausende. „Signal“ war der „Stern“ und „Paris-

Match“ einer Epoche, der Klatsch nicht fremd war.

Soeben ist auch ein wissenschaftliches Buch über die Erotik während der Okkupation erschienen. Zweihunderttausend Kinder haben deutsche Soldaten in Frankreich während dieser Jahre gezeugt. Das unbeschwerliche Leben hatte seine Schattenseiten. Es wurde verhaftet, gefoltert, deportiert. Manche hatten Hunger. Das hat man den zeitgenössischen Jugendlichen inzwischen vermittelt. Damals wollte es niemand wissen. Diese heilsame Ausstellung betreibt keine Propaganda, sondern Aufklärung. Unerträglich sind die Qualität der Fotografien und die Frivolität des Alltags, von dem sie so unverblümmt Zeugnis ablegen.

JÜRGEN ALTWECK



Christian Overbeck
Foto Archiv

Der ungekrönte Maikönig

Die beiden populärsten deutschen Maihieder kommen von zwei Lübecker Dichtern. Emanuel Geibel dichtete „Der Mai ist gekommen“. Schon zuvor schrieb Christian Overbeck „Komm, lieber Mai und mache“. Auch wenn es seit dem 18. Jahrhundert zu einer kleinen mittel-europäischen Erwärmung gekommen ist: Auch damals wäre es lyrisch veranlagten Herren aus Süddeutschland nicht eingefallen, den Frühling erst mit dem Mai zu begrüßen. Dass die Bäume, so Geibel, erst im Mai auszuschlagen und der „May“ von Overbeck angefeuert wird, „die Bäume wieder grün zu machen, konnte wirklich nur norddeutschen Dichtern einfallen.“

Der so den Mai anfehlende Dichter Christian Adolph Overbeck wurde 1755 in Lübeck geboren. Sein Ruhm als empfindsam die Natur rühmender Lyriker war so groß, dass Mozart sein 1776 im Vossischen „Musenalmanach“ erstmals erschienenes Maigedicht 1791 vertonte. Overbeck, seit seinem Jurastudium in Göttingen mit dem Dichter Ludwig Höty und dem Homer-Übersetzer Johann Heinrich Voß sowie mit anderen Mitgliedern des „Göttinger Hains“ befreundet, war ein Multitalent. Der äußerst sozial und tolerant eingestellte Klopstock-Verehrer dichtete, komponierte, war Lübecker Senator und Bürgermeister sowie Direktor der Lübecker „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“. Als Lübeck zwischen 1806 und 1814 zum französischen Kaiserreich gehörte, verhandelte er mit Napoleon persönlich, um die Bedrückungen der Eltern wiederzusehen.

Die Sängerknabenhilfe mit ihrer Mission aus habburgisch-katholischer Tradition, modernem Internatsleben und Kunstschaffen wirkt wie ein kleines Paradies. Doch es ist bedroht: Die Kinder kommen immer früher in den Stimmbruch, was sich auf die stimmliche Reife auswirkt. Auch hat die Knabenstimme längst ihre Unschuld durch die Popmusik verloren: Die Kinder imitierten laut Breckwoldt den gepressten Gesang und zögern sich früh Knöcheln an den Stimmbläder zu – eine Singgewohnheit, die man vor allem älteren Knaben kaum mehr abgewöhnen kann. Gleichzeitig erwartet aber das von erstklassigen CD-Einspielungen verwöhnte Publikum eine immer höhere Qualität bei den Live-Konzerten. Vor dem zunehmend professionelleren Wind, der durch die Proberäume fegt, gilt es die Kinderseelen zu schützen.

Overbecks Maigedicht, das eigentlich „Sehnsucht nach dem Frühling“ hieß und in der Version von Mozart einige Veränderungen erfuhr, ist aus der Perspektive eines Kindes geschrieben. Es erschien 1781 in der Gedichtsammlung „Fritzchens Lieder“. Overbeck vertrat die damals durchaus unzeitgemäße Auffassung, das seelische Empfinden eines Kindes sei zu achten. Damit widersprach er der Meinung, ein Kind sei lediglich die unvollkommene und erst zum wahren Menschentum zu erziehende Vorform eines Erwachsenen.

Sein eigener Sohn, der Maler Friedrich Overbeck, in Rom das Haupt der Künstlergruppe der „Nazarener“, stellte Toleranz und Liberalität des überzeugten lutherischen Vaters allerdings auf eine harte Probe, als er im Frühjahr 1813 zum katholischen Glauben konvertierte. Die Enttäuschung des Vaters lässt sich dem Briefwechsel zwischen 1813 und 1816 entnehmen. Seinen Sohn hatte Overbeck 1806 zum letzten Mal gesehen, als dieser nach Wien und später nach Rom zog, um die christlich-katholische Erneuerung der Kunst zu befördern. Christian Overbeck starb, hoch geehrt, 1821 in Lübeck.

MARTIN THOEMMES

STRIZZ von Volker Reiche

